

# Die Sprache und die Schrift

## Warum es so schwierig ist, unsere Orthographie zu reformieren

Peter Eisenberg

Im Herbst 1988 wurde nach jahrelanger Vorbereitung der *Vorschlag zur Neueregulierung der deutschen Rechtschreibung* des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim) veröffentlicht. Viele glaubten damals, nun sei erstmals eine Orthographiereform in greifbare Nähe gerückt. Das Reformwerk hatte einen offiziellen Status. Es wurde erarbeitet im Auftrag des Bundesinnenministers und der Kultusminister der Länder, und es war sorgfältig mit den zuständigen Gremien der anderen deutschsprachigen Staaten abgestimmt. Besonders was die Zusammenarbeit mit der DDR betraf, galt es als ein gewichtiges Stück gemeinsamer Kulturpolitik.

Am Mannheimer Vorschlag hat es keineswegs nur Kritik gegeben, aber die Kritik fiel wohl doch heftiger und umfassender aus, als von den Autoren und den sie tragenden Institutionen erwartet worden war. Man ist jetzt verstärkt darum bemüht, dem Reformvorschlag öffentliche Anerkennung zu verschaffen. Im Mai 1990 fanden die zweiten „Wiener Gespräche“ mit Vertretern aller deutschsprachigen Staaten statt. Die Konferenz beschloß, besonders häufig kritisierte Reformbeschreibungen des Typs *Keiser* und *Bot* zurückzunehmen und bei *Kaiser/Boot* zu bleiben. Angekündigt wurde ferner, daß man auch bei der Neueregulierung der Groß-/Kleinschreibung weniger auf sprachwissenschaftliche Fundiertheit als auf allgemeine Akzeptanz achten werde. Gibt es einen Gegensatz zwischen der öffentlichen Akzeptanz eines Orthographiekonzepts und seiner sprachwissenschaftlichen Fundiertheit? Wir meinen: für das Deutsch keinesfalls. Der Mannheimer Vorschlag ist nicht kritikwürdig, weil er zu sprachwissenschaftlich ist, sondern eher, weil er in dieser Hinsicht zu viele Rücksichten genommen hat. Das soll im folgenden gezeigt werden. Jedoch gerät die Orthographiereform inzwischen auch von anderer Seite unter Druck. Weder ihre politische noch ihre praktische Bedeutung kann heute dieselbe sein wie 1988. Fest steht bereits, daß die Dudenredaktionen aus Ost und West zusammenarbeiten werden mit dem Ziel, möglichst rasch zu einem gemeinsamen

Rechtschreibwörterbuch zu kommen. Der Reformvorschlag dürfte für dieses Wörterbuch ohne Bedeutung sein.

Die politischen Voraussetzungen für das Reformvorhaben sind insofern verändert, als das Gewicht Österreichs und der Schweiz zunehmen wird. Denn kaum vorstellbar wäre, daß es „die Deutschen“ zu einem Alleingang kommen ließen. Die deutschen Staaten selbst haben ebenfalls vieles zu klären. Aus der DDR war zu Fragen der Schriftanalyse und Orthographiereform bisher stets mit einer Stimme gesprochen worden. Zuständig im Sinne einer Institution der staatlichen Kultur- und Medienpolitik war die Forschungsgruppe Orthographie am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR. Die Gruppe hat in den 70er Jahren reformpolitisch wie wissenschaftlich wesentliche Anstöße gegeben, man wird aber abwarten müssen, welche Meinungen künftig aus der DDR zu hören sind.

Die im engeren Sinne inhaltliche Kritik am Reformvorschlag kam bisher überwiegend aus Österreich und der Bundesrepublik. Seit Ende der 70er Jahre entwickelt sich hier eine facettenreiche Orthographie- und Schriftlichkeitsforschung. Sie ist teils im eigentlich sprachwissenschaftlichen Terrain angesiedelt, hat aber auch zu intensiver Kooperation mit Historikern, Soziologen, Medienwissenschaftlern, Psychologen und Medizinern geführt. Ein sprachwissenschaftlicher Beitrag zur Schriftlichkeitsforschung betrifft dabei die Systematik der Orthographie. Wer über den Erwerb von Lesefähigkeit und Schreibfähigkeit, über das Auftreten von Rechtschreibfehlern, über die Entwicklung von Schriftsystemen und ähnlichen Fragestellungen arbeitet, ist häufig auf eine genaue Kenntnis des orthographischen Systems als Voraussetzung für seine Arbeit angewiesen. Interdisziplinäre Kooperation hat daher auch schriftsystematische Analysen stimuliert. Wichtig dabei ist, daß Orthographien nicht mehr durch die normative Brille betrachtet werden. Schon die bisher erzielten Ergebnisse darf man als überraschend

bezeichnen: Unsere Orthographie ist systematischer, als bisher angenommen wurde.

Auf die Reformdebatte ebenso wie auf Arbeit der Reformkommission hat die neuere Orthographieforschung nur begrenzt durchgeschlagen. Dafür gibt plausible Begründungen. Eine Reformkommission mit staatlichem Auftrag muß in gegebener Zeit zu handhabbaren Ergebnissen kommen. Sie hat sich vielleicht mancher Einsicht zu verschließen, wenn neues Nachdenken unerwünschte praktische – auch politische – Konsequenzen hat.

Die veränderte politische Situation spricht nun jedenfalls dagegen, die Reformdebatte auf dem erreichten Stand abzuschließen. Hatte Dieter E. Zimmer in seinem umfangreichen und vielbeachteten Dossier (*DIE ZEIT* vom 3. November 1989) eine Art Schlußplädoyer gegeben, so besteht jetzt noch einmal die Chance sich neu zu verständigen. Auch Zimmer beschränkt sich auf die Erörterung des Mannheimer Vorschlags. Ob eine Reform anders aussehen könnte, als die Mannheimer sich vorstellen, erwägt er nicht. Das vielleicht wichtigste Ergebnis der jüngsten Reformdebatte ist die Engführung, ja Fixierung auf das eine Konzept. Wer es befürwortet, gilt sich anderen als Befürworter der Rechtschreibreform. Es liegt uns daran, aus dieser Engführung herauszukommen.

★

Daß die Orthographieforschung bisweilen neben der Reformarbeit herläuft, von ihr nicht recht integriert werden kann, ist keinesfalls nur ein Koordinationsproblem. Lange Zeit mußte die Reformkommission sich sprachwissenschaftlich wohl auch wenig herausgefordert fühlen. Sie begnügt sich ja in der Öffentlichkeit überall mit der Auffassung, in unserer Schrift stecke wenig Systematik. Der Konsens in dieser Frage ist überwältigend. Die Schrift, so wird unterstellt, sei gegenüber der gesprochenen Sprache jung, sie sei sekundär, in einem offensichtlichen Sinne konventionell. Viele meinen sogar, die deutsche Orthographie sei das Werk

Grammatikern und Schulmännern, vielleicht auch Schriftstellern und Wörterbuchmachern, die einmal be-  
schlossen hätten, die Dinge so und nicht anders zu regeln.

Einem Reformier drängt sich diese Sichtweise auf, denn anderenfalls hätte er nicht am Sinn seiner Aufgabe zu zweifeln. Nur schwer läßt sich die Reform einer Orthographie rechtfertigen, die als regelhaft und ‚natürlich‘ gewachsen erkannt ist. Immerhin wäre die jetzt diskutierte Reform der schwerste Eingriff von außen, dem die deutsche Orthographie jemals ausgesetzt wurde.

Man stelle sich einmal die öffentliche Reaktion vor, wenn eine staatliche Kommission die Aussprache des Deutschen ändern wollte, und sei es nur die Form einer relativ geregelten Standardlautung. Das Lautsystem gilt uns als integraler Bestandteil des Sprachsystems, es ist Bestandteil des Deutschen als einer natürlichen Sprache und in diesem Sinne nicht von irgendjemandem ‚gemacht‘. Eingriffe in die Regularitäten der Aussprache müßten die Gefahr von Systemzerstörung in sich bergen. Jeder ist sich bewußt, daß das Lautsystem einer natürlichen Sprache Ergebnis eines

langen und im allgemeinen kontinuierlich verlaufenden Entwicklungsprozesses ist. Die Sprachwissenschaft versucht, die Gesetzmäßigkeiten des Lautwandels zu verstehen. Sie fühlt sich nicht berufen und ist nicht berufen, in diesen Prozeß einzugreifen, und sei es nur deshalb, weil solche Eingriffe von den Sprechern des Deutschen kaum akzeptiert würden. Warum sollte es sich bei der Schrift – verstanden als orthographisches System – nicht ähnlich verhalten? Immer mehr Orthographieforscher sehen eine analoge Entwicklung für das Geschriebene. Sie können zu dieser Einsicht kommen, weil sie die vorgefundene Orthographie als Gegenstand empirischer Analyse ernst nehmen und sie so weit wie möglich mit einem etablierten Inventar sprachwissenschaftlicher Methoden untersuchen. Dabei muß eher überraschen, wie spät ein solcher Schritt getan wurde. Über fünfzig Jahre ist es her, daß Norbert Elias den Prozeß der abendländischen Zivilisation als Entwicklung beschrieben hat, die über hunderte von Jahren gerichtet verläuft und im Gerichtetsein Regelhaftigkeiten erkennen läßt. Dennoch kann dieser Prozeß weder als nur intentional noch als naturgesetzlich determiniert gekennzeichnet werden. Die Rede von ‚Dingen der dritten Art‘ oder vom ‚Wirkensarmwerden der unsichtbaren Hand‘ ist in den Humanwissenschaften ganz geläufig. Sie besagt als solche nicht viel, aber

immerhin bewahrt sie uns vor allzu schnellen Schlüssen der einen oder anderen Art.

Eine aus dieser Sicht vorgetragene Kritik an den Reformvorschlägen fordert also nicht ein besseres orthographisches System oder die Orientierung an Idealvorstellungen einer esoterischen Linguistik. Der Systematiker weiß, daß eine vollständige Systematisierung der Orthographie aus prinzipiellen Gründen gar nicht möglich ist. Er möchte nur erreichen, daß Reformen unterlassen werden, solange die Systematik der Schrift unzureichend bekannt ist. Bei allen Fortschritten wissen wir noch zu wenig, um das Risiko einer Reform eingehen zu können. Sehen wir uns zwei einfache Beispiele an, um diese These zu illustrieren.

★

Fragt man Befürworter der Schreibung *Keiser*, warum nicht auch *Mei* statt *Mai* geschrieben werden solle, so ist die Antwort meist, das Wort *Mai* sei emotional derart hoch besetzt, daß eine Änderung der Schreibung nicht infrage komme. Eigentlich müsse man alle *ai*-Schreibungen in solche mit einem *ei* umwandeln. Dies sei nicht nur eine Vereinfachung, sondern es liege auch im längerfristigen Trend. Es habe früher viele weitere Diphthongschreibungen gegeben, beispielsweise *ey* und *ou*. Sie seien im Lauf der Zeit verschwunden und deshalb sei es richtig, auch die letzte Doppelform *ai* abzuschaffen.

Gehen wir nun mit entgegengesetzter Blickrichtung an die Sache heran. Die Frage ist dann, warum sich ausgerechnet *ai* als Doppelform neben *ei* hält. Das Deutsche hat – abgesehen von dem besonderen Fall *äu* – im Geschriebenen die vier Diphthonge *ai*, *ei*, *au*, *eu*. Diese bilden ein geschlossenes System mit zwei Buchstaben in erster Position (*a*, *e*) und zwei in zweiter Position (*i*, *u*). Alle Kombinationsmöglichkeiten sind tatsächlich realisiert. Die Kombinatorik hat offenbar nicht in erster Linie etwas mit dem lautlichen Korrelat, sondern mit einer Ökonomisierung der visuellen Wahrnehmung zu tun. Die Bindung der Buchstaben an feste Rollen und die vollständige Kombinatorik führen zu stabilen Einheiten

für das Auge. Berücksichtigt man darüber hinaus den Bezug auf das Lautliche, so ergibt sich, daß *ai* und *au* einigermaßen lautgetreu sind, *eu* und *ei* aber nicht. Der fehlende Lautbezug *eu* und *ei* zeigt, daß hier Visuelles vorrangig ist. Und wie kommen die Verfechter eines Lautbezuges der Schrift dazu, ausgerechnet den einen der lautgetreuen Schreiddiphthonge aus dem System zu streichen? Fazit: Es ist in der Tat gleichgültig, ob ein bestimmtes Wort mit *ai* oder *ei* geschrieben wird. Insofern ist *Keiser* nicht schlechter als *Kaiser*. Aber ob man *ai* ganz streichen kann, ist schon weniger offensichtlich. Ohne Kenntnis der strukturellen Gegebenheiten sollte man es keinesfalls tun.

Betrachten wir als zweites Beispiel die *s*-Schreibung. Bei Dieter E. Zimmer heißt es: „*Ein ungeschriebenes Gesetz der deutschen Orthographie besagt, daß Stammsilben bei Erweiterungen und Ableitungen nicht verändert werden. Ab und an geschieht es aber doch. Fälle etwa wie Kuß/Küssə verstoßen dagegen. Darum soll nach den vorliegenden Empfehlungen das ß einzig noch nach langem Vokal oder Diphthong stehen, sonst aber zu ss werden (Fuß wie Füße, aber Fass wie Fässer, Russland wie Russe): ein vernünftiger Vorschlag*“

Das Vernünftige des Vorschlags besteht offenbar darin, daß sich in ‚Stammsilben‘ nicht mehr wie bisher ein Wechsel von *ss* und *ß* findet, sondern entweder immer *ss* oder immer *ß* geschrieben wird. Dieses Ziel wird durch den Vorschlag nicht erreicht, die Uneinheitlichkeit würde teilweise sogar größer als bisher. Bei Wörtern wie *reißen* – *riss* – *gerissen* hätte die Neuregelung keinen Effekt, es würde nach wie vor sowohl *ß* als auch *ss* vorkommen. Dasselbe gilt für *saß* – *gesessen*, *maß* – *gemessen* und zahlreiche andere Verben. Eher zum Schlechten verändert sich die Schreibung in Fällen wie *weiß* – *wusste* – *gewusst*, *fließt* – *floss* – *geflossen* oder *gießen* – *Guss*. Auch die generelle Ersetzung von *ß* durch *ss* führt nicht zu konsistenten Schreibungen. Die Schwierigkeiten mit der *s*-Schreibung haben ihren Grund im Lautlichen. Stimmloses und stimmhaftes *s* sind anders verteilt als die übrigen Laute der Paarungen stimmhaft/stimmlos.

Es würde zu weit führen, das auszuführen; aber es sollte deutlich sein, daß die s-Schreibung nicht mit einem Federstrich vereinfacht werden kann. Die bisherige Regelung ist ganz systematisch und sie ist auch funktional. Daß die Neuregelung wirkliche Vorteile bringt, wäre erst zu zeigen.

Wir können damit fortfahren, Einzelfälle und allgemeinere Regelungen durchzugehen, die als Ziel einer Orthographie-Reform ins Auge gefaßt werden. Das Ergebnis wäre zwiespältig. Ein großer Teil der Reformvorschläge erweist sich vom Systematischen her als problematisch oder sogar als systemwidrig.

\*

Warum ist es so schwierig, für eine Schrift die des Deutschen zu entscheiden, welche Regelungen Vereinfachungen mit sich bringen und welche nicht? Der Grund ist, daß das Deutsche ein sogenanntes tiefes orthographisches System hat. Es ist darin dem Englischen und Französischen eher ähnlich, dem Italienischen und Spanischen eher unähnlich. Letztere haben wesentlich 'flachere' Systeme als das Deutsche. Ein flaches System kommt dem nahe, was nach allgemeiner Vorstellung das Ideal einer alphabetischen Schrift ist: Laute und Buchstaben sollten eindeutig aufeinander abbildbar sein. Die Schriften unseres Schriftenkreises haben ihre Wurzeln in Bildern, Bilderschriften wurden zu Wortschriften, die Wortschriften wurden zu Silbenschriften. Aus den Silbenschriften entwickelten sich durch zunehmenden Einzellautbezug schließlich – erstmals konsequent realisiert im Griechischen – die Alphabetschriften. Die Linie zunehmenden Lautbezuges der Schrift führt zum Ideal der Eins-zu-Eins-Entsprechung von Laut und Buchstabe.

Projizieren wir dies auf die Geschichte des Deutschen der vergangenen fünf-hundert Jahre. Vergleicht man etwa einen Luthertext mit einem Text in moderner Orthographie, so erweist sich der von Luther als variantenreicher, aber viel lautbezogener geschrieben als der von heute. Statt *fahren, wäre, Kind und Seligkeit* finden wir bei ihm beispielsweise *faren, were, kint, selickeyt*. Mit der Schreibe Luthers als Ausgangspunkt stellen wir statt der erwarteten Annäherung eine zunehmende Entfernung des Schreibusus vom direkten Lautbezug fest. Diese Entwicklung vollzog sich in einem Zeitraum von etwa 250 Jahren, d. h. sie war im Usus der avanciertesten Schreiber des späten 18. Jahrhunderts abgeschlossen. Das 19. und 20. Jahrhundert brach-

ten im Vergleich zu den beiden Jahrhunderten davor wenig Änderungen im System. In ihnen vollzog sich lediglich die Durchsetzung des fortgeschrittensten Usus im gesamten deutschen Sprachraum.

Einer der interessantesten und auch für die gegenwärtige Reformdebatte noch relevanten Aspekte dieser Entwicklung ist, daß man niemals aufgehört hat, für das Deutsche eine Wiederannäherung an das Ideal der reinen Alphabetschrift zu fordern. Im 17. und noch verstärkt im 18. Jahrhundert forderten Grammatiker, Literaten und Sprachpfleger immer wieder laut die Befolgung des Grundsatzes 'Schreibe, wie du sprichst'. Die größten Schriftgelehrten des 19. Jahrhunderts folgten ihnen darin, Jacob Grimm, Rudolf von Raumer und schließlich Konrad Duden sprachen sich dafür aus, das Deutsche stärker phonetisch zu schreiben. Nicht anders denkt Dieter E. Zimmer. Was passieren würde, wenn man den Mannheimer Vorschlägen für eine Reform der Wortschreibung folgt, beschreibt er so: *„Die deutsche Orthographie wäre wohl um ein winziges konsequenter, aber von der Eins-zu-Eins-Entsprechung zwischen Laut und Buchstabenzeichen ... so fern wie vorher. Es bliebe dabei, daß man im Deutschen ... die Schreibung jedes Wortes einzeln zu lernen hat.“* Hier wird eine Verbindung zwischen dem Ideal der Alphabetschrift und ihrer Systematik hergestellt: Entweder wir haben die Eins-zu-Eins-Zuordnung, oder wir müssen jedes Wort einzeln lernen. Jedes Wort einzeln lernen heißt, daß die Schrift nicht regelhaft aufgebaut ist. Die Schreibphonetiker haben seit jeher die These vertreten, eine nicht lautbezogene Schrift sei nicht regelhaft, und sie haben damit seit jeher unrecht gehabt.

Daß sich das Schriftsystem des Deutschen (wie die Systeme anderer Sprachen) über Jahrhunderte vom phonetischen Bezug wegentwickelt hat, sollte uns zu denken geben. Daß die Entwicklung des Systems vor etwa 200 Jahren fast zur Ruhe gekommen ist, spricht dafür, daß es einen Zustand relativer Ausgeglichenheit und Stabilität erreicht hat. Was kann das für ein Schriftsystem heißen?

Das Schriftsystem des Deutschen ist ausgeglichen, insofern es Bezüge auf die Grammatik dieser Sprache insgesamt hat. Laute sind die kleinsten sprachlichen Segmente, die eine Grammatik beschreiben muß. *Unsere Orthographie ist lautbezogen, aber sie hat auch systematische Bezüge auf größere sprachliche Einheiten, namentlich die Silbe, die Wortform und die syntaktische Phrase.*

Dabei ist die Silbe im gewissen Sinne die Grundeinheit unserer Schrift. Viele ihrer strukturellen Merkmale sind damit zu erklären, daß die Schreibeilbe eine für die visuelle Wahrnehmung stabile Einheit ist. Wortformen werden, wenn sie grammatisch zusammengehören, in der Schrift weit über das Lautliche hinaus einander angeglichen. So schreiben wir die Singularform *König* mit *g* am Ende, obwohl die Hochlautung *könich* als Aussprache vorsieht. In der Pluralform *Könige* haben wie auch im Gesprochenen ein *g*. Es gibt eine große Zahl von Eigenschaften unserer Schrift, die so ihre Erklärung finden.

Die Großschreibung dient zur Markierung der grammatischen Kategorie Substantiv. Das Deutsche mit seiner berüchtigten Neigung zu komplexen Nominalen liest sich leichter, wenn der nominale Kern besonders markiert ist. Die Funktionalität der Substantivgroßschreibung für das Lesen bedarf längst keines Beweises mehr. Dasselbe gilt für die Interpunktion. Sie hat sich mit der Fixierung von Eigenschaften des Satzbaus – etwa der konsequenten Unterscheidung von Haupt- und Nebensatz – herausgebildet. Diese Aufzählung ist unvollständig und soll hier nur illustrieren, was wir mit der Feststellung meinen, unsere Schrift sei kein Anhängsel an die Sprache, sondern einer ihrer integralen Bestandteile. Das Ideal der Alphabetschrift als Postulat wird damit für das Deutsche zweifelhaft. Noch zweifelhafter wird es, wenn man sich vor Augen hält, wie sich Lautsystem und Schriftsystem entwickelt haben. Die Verfechter eines Lautbezuges nehmen selbstverständlich an, die Schrift sei nicht auf irgendeinen Dialekt, sondern auf die Standardlautung als Lautung der überregionalen Verkehrssprache bezogen. In der Sprachgeschichtsschreibung gewinnt jedoch die Erkenntnis an Boden, daß sich unsere Schrift nicht im Gefolge der Lautung, sondern eher die Lautung im Gefolge der Schrift entwickelt habe. Die überregionale Verkehrssprache war zunächst eine Schriftsprache. Für den dialektal stark gegliederten deutschen Sprachraum bildete sich seit dem Frühneuhochdeutschen ein Schriftsystem heraus, das aus funktionalen Gründen gar nicht im einfachen Sinne lautbezogen sein konnte. Es mußte bezogen werden auf größere sprachliche Einheiten. Der damit verbundene Abstraktionsprozeß beeinträchtigte nicht die Regelhaftigkeit des Systems, er schuf vielmehr erst die Möglichkeit, zu Regelhaftigkeiten mit überregionaler Geltung zu gelangen. Das orthographische System des Deutschen ist dem System der Hochlautung

gegenüber nicht einfach sekundär. Aus historischen wie funktionalen Gründen bedingen beide Systeme einander. Akzeptiert man dies als Faktum, so ergibt sich auch eine neue Sicht auf Fragen der orthographischen Norm. Entwicklung und Vereinheitlichung des Schreibusus im deutschen Sprachraum können funktional gedeutet werden. Solange man unter 'Norm' das Normale versteht, ist es funktional, den Schreibusus zu vereinheitlichen und in diesem Sinne zu normieren. Da der allgemeine Schreibusus auf das engste an die Entwicklung der Sprache insgesamt gebunden ist, führt Sprachwandel oft auch zu Schreibwandel und damit zu Schreibvarianten, etwa Doppelformen. Solche Varianten sind alles andere als Willkürlichkeiten. Wer sich für eine Tolerierung von Schreibvarianten stark macht, redet nicht einer Regellosigkeit das Wort. Er will nur das zulassen, was den Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels entspricht.

\*

und linguistisch-systematische Beiträge zur Reformediskussion nicht doch welt-

fremd, schon weil sie schreibdidaktische Erwägungen nicht berücksichtigen? Unsere Schrift wurde nicht gemacht, um in allgemeinbildenden Schulen von sechsjährigen Kindern gelernt zu werden. Das Erfordernis der Lernbarkeit im Kindesalter ist jünger als das Schriftsystem. Es könnte wohl sein, daß das System in dieser Hinsicht Mängel hat. Vor einer solchen Frage steht jedoch eine andere. Das allgemeine Urteil, unsere Schrift sei willkürlich und unsystematisch, hat teilweise schlimme Folgen für die Schreibdidaktik. Wenn ein Lehrer meint, jedes Wort müsse für sich gelernt werden, kann er dies durch Drill zu erreichen versuchen. Wenn ein Lehrer die Regularitäten des Schriftsystems nicht kennt, kann er den Schreibusus seiner Schüler wohl korrigieren, aber nicht deuten. Insbesondere kann er nicht systemkonforme von willkürlichen 'Fehlern' unterscheiden. Die einheitliche Sanktionierung führt dann notwendig zur Zerstörung sich herausbildender Schreibstrategien. Ein Kind wird niemals sprechen lernen, wenn es bei jeder Abweichung von der Sprache der Erwachsenen eine Ohrfeige bekommt. Beim Schreiben-

lernen ist das nicht grundsätzlich anders. Die weitgehende Regelhaftigkeit der Orthographie müßte für die Schreibdidaktik zumindest eine Konsequenz haben. Sie müßte unser Vertrauen darauf stärken, daß der größte Teil der Kinder nicht nur das Lesen, sondern auch das Schreiben in einem quasi natürlichen Prozeß lernen kann. Das setzt entsprechend qualifizierte Lehrer voraus, dies seinerseits eine Qualifizierung der Lehrerbildung. So einfach kann es sein, dringliche Aufgaben für ein Fach wie die Germanistik auszumachen. Aber machen wir uns nichts vor. Orthographische Normen sind seit jeher ein probates Mittel zur Steuerung sozialer Selektion gewesen. Niemand sollte sich einreden, dies Faktum sei mit einer Orthographiereform aus der Welt zu schaffen. Die Orthographie ist häufig genug der Sack, auf den wir ohne Bedenken einschlagen. Ja, wir halten uns dabei noch etwas auf eine progressive Gesinnung zugute. Der Esel, das ist der Umgang mit der Norm. Soll wirklich die Orthographie geändert werden, weil wir ein gebrochenes Verhältnis zum Umgang mit gesellschaftlichen Normen haben?